

4. Der Tod

Von den verschiedenen Wegen dahinzugehen, zu bleiben und wiederzukehren oder nicht anzukommen

Unter den immer wiederkehrenden, »regulären Anomalien« stellt der Tod den Extremfall dar, ob er nun als Folge einer anderen ungewöhnlichen Begebenheit, wie einer Geistererscheinung oder eines Blitzschlags, oder auf friedliche Weise eintritt; denn ursprünglich war er in der Schöpfung *nicht* vorgesehen.

Seine Entstehung wird unterschiedlich begründet. Universaler Anschauung nach führten die Menschen zu Anbeginn ein paradiesisches Dasein. An allem herrschte Überfluß. Doch ernährte man sich allein von Früchten, das heißt, es wurden weder Pflanzen »gewaltsam« ausgegraben oder geschnitten noch Tiere getötet. Gott wandelte noch unter seinen Geschöpfen und pflog ungezwungen Umgang mit ihnen. Niemand erkrankte, alterte oder starb.

Doch trugen sie den Stachel der Sterblichkeit bereits in sich. Sie waren, anders als Gott, *Erschaffene*, verbunden aus den an sich unverträglichen Bestandteilen Geist (Seele) und Leib (Stoff). Das machte sie anfällig – falls sie ein schädigender Impuls traf. Man sollte meinen, daß sich unter den Bedingungen des paradiesischen Daseins dafür kein Anlaß bot. Aber das Fleisch war eben schwach. Mit der Zeit trieben Sorglosigkeit und Leichtsinn die Menschen in den Übermut. Die Korongo, eine Gruppe der Nuba im Sudan, verfielen zum Beispiel auf die Idee, rein zur Kurzweil »Bestattung« zu spielen. In feierlicher Prozession trugen sie einen Baumstamm – den sie dazu also eigens gefällt hatten – zu Grabe und setzten ihn unter rituellem Gepränge bei. Den Schöpfer indes verdroß die respektlose Posse. Zur Strafe schlug er sie allesamt mit Krankheit und Tod.¹ In anderen Erzählungen ist die Rede davon, daß fleischliches Gelüst in den Menschen erwachte und sie begannen, mehr zu essen, als ihnen guttat, Inzest begingen, ja auch Gewalt widereinander übten, wann ihnen gerade der Sinn danach stand.² Der paradiesische Friede geriet in Ge-

fahr. Argwöhnisch geworden, gab Gott ihnen nach einer Mythe von Sulawesi (Indonesien) eine letzte Chance. Er ließ einen Strick aus dem Himmel herab, an dem ein Stein und eine Banane befestigt waren. Statt nach dem Ersteren, der ihnen die Unvergänglichkeit gesichert hätte, griffen sie in ihrer Gier nach der Frucht – um sich damit deren Los einzuhandeln: zu keimen, aufzuwachsen, Früchte zu tragen und zu vergehen, erneut zu erstehen und wieder zu sterben, immer so fort.³

Der Schöpfer, am Ende bitter enttäuscht, mochte die Verhöhnung seiner Autorität nicht länger leiden. Er vertrieb die Menschen aus dem himmlischen Garten, nahm ihnen die Unsterblichkeit, ja übergoss sie oftmals noch zusätzlich mit einer gewaltigen Flut, die nur wenige überlebten.⁴

Neben diesen gibt es aber auch andere Mythen, die den Ursprung des Todes den *zerstörerischen* Intentionen eines *bösen* göttlichen Wesens zuschreiben, das ebenfalls unerschaffen schon von Anbeginn an existierte. Mal tritt es als erklärter Widerpart Gottes, mal als verschlagener »Trickster«, mal unverhohlen als Personifizierung des Todes selbst auf. Dieser »Gegengott« begleitet entweder den Schöpfer bereits vom ersten Augenblick an oder taucht urplötzlich aus dem dunklen Umfeld des von Gott geschaffenen Weltordnungssystems, sozusagen »wie aus dem Nichts« auf und versucht, die guten Absichten des Schöpfers zu durchkreuzen, indem er ihm heuchlerische Ratschläge erteilt oder (meist hinter seinem Rücken) ins Handwerk pfuscht – woraus sich die Unzulänglichkeiten der Schöpfung, das heißt alle *unerwünschten Anomalien* erklären.

Dieser »Vater aller bössartigen Überraschungen« hat es vor allem auf den Menschen abgesehen, in dessen Erschaffung er immer wieder einzugreifen bemüht ist, so daß am Ende eben ein unvollkommenes und *anfälliges* Geschöpf herauskam, anders, als es den ursprünglichen Absichten Gottes entsprach. Nach einer dafür sehr typischen Mythe der Wogulen in Westsibirien hatte der Schöpfer den Leib des ersten Menschen mit einer dicken Hornhaut überzogen. Als er sich dann in den Himmel begab, um die Seele zu holen und den Torso damit zu beleben, nutzte der Böse die Chance und kratzte soviel von der Schutzhülle ab, als er konnte, so daß schließlich nur mehr ein Rest davon an Finger- und Fußspitzen übrigblieb. Seitdem besitzen die Menschen ihre weiche, verletzliche Haut, die sie angreifbar macht und oft auch zu ihrem Tod führt.⁵

Trickster, Tod und Teufel sind nicht von ungefähr mit der Finsternis verbunden, die der Schöpfer gleichsam abtat, als er das Licht vom Dunkel schied und die Welt »*ertagen*« ließ. Manchen Mythen zufolge hatte er die abgeschiedene Finsternis zunächst in einem Sack oder Gefäß eingeschlossen. Irgendwann unterlief dann jemandem die Unachtsamkeit, das Behältnis zu öffnen, womit die *Nacht* Zugang zur Welt erhielt. Oder ein anderer beging eine Missetat, die den Schöpfer derart erzürnte, daß er die Finsternis wieder heraufholte und die gesamte Welt damit überzog. Sein Zorn verbrauchte jedoch mit der Zeit. Noch einmal schied er das Licht vom

Dunkel, ließ nunmehr beide jedoch *nebeneinander* bestehen, in der Art, daß eines periodisch dem anderen folgte, in stetem Wechsel und gewissermaßen zur bleibenden Warnung der Menschen. Gelegentlich, wenn Sorglosigkeit und Sünde sträflich überhand zu nehmen drohen, greift Gott dann mit beiden Händen in die Büchse der Finsternis und sucht die Verworfenen mit dem *unzeitgemäßen* Dunkel einer Sonnenfinsternis heim, um ihnen vor Augen zu rücken, daß er sie leicht in die Urnacht zurückstürzen und allesamt wieder auslöschen könnte.⁶

Mit dem Dunkel hat auch die Macht des Bösen an Einfluß über die Welt gewonnen. Jedesmal, wenn die Dämmerung fällt, setzt die Zeit der Unheilsgeister ein, denen nahe zu kommen, tödlich sein kann – denn in der Nacht ist auch der Tod unterwegs. Im Grunde ist sie bereits seit Urbeginn *seine* Welt. Nach einer Mythe der Samojeden in Sibirien erhielt Gott am Abend des ersten Schöpfungstages, als die Nacht gerade hereinzubrechen begann, Besuch von einem geheimnisvollen Alten, der ihn bat, bei ihm nächtigen zu dürfen. Gott war das nicht so recht, da er eigentlich wünschte, daß niemand etwas von der Erschaffung der Erde wissen sollte. Doch sagte er zu. Am Morgen indes, als es hell wurde, war der Fremde schon wieder verschwunden; er hatte sich gleichsam in das Nichts aufgelöst, aus dem er gekommen schien. Als die Schöpfung jedoch vollendet war, trat er erneut in Erscheinung. Diesmal ersuchte er Gott um eine Dauerwohnstatt auf Erden. Der Schöpfer aber hatte ein ungutes Gefühl und wies ihn ab. Darauf beschwor ihn sein Besucher, es würde ihm schon ein winziger Fleck, nicht größer als die Einstichstelle eines Stockes, genügen. Da dies nicht unbillig schien, gewährte der Schöpfer es ihm, wenn auch widerstrebend – zu Recht, wie sich zeigen sollte. Jener stieß nun mit einem Stab ein Loch in die Erde und verschwand darin mit den höhnischen Worten: »Gut, jetzt bin ich *unter* der Erde, aber ich werde [heraufkommen und] Menschen rauben« – der Tod hatte seinen Fuß in die Welt gesetzt.⁷

Doch gehört er ihr, wie die Mythen bekunden, nicht eigentlich an. Wie von nirgendwoher erschlich er sich gleichsam hinterrücks Zutritt, ein düsterer Gott, unbesiegbar und von gespenstischer Unangreifbarkeit, der, während der Schöpfer sich längst von der Welt zurückzog, unter den Menschen verblieb und, wenn ihre Stunde geschlagen hat, lautlos aus dem Dunkel hinter sie tritt, mit einem Mal da ist und sie hinwegrafft, um sich gleich wieder, wie nebelartig von der Finsternis aufgesogen, im Nirgendwo zu verlieren.

Vielfach wurde er daher auch als *Fremder* begriffen und schon insofern als bedrohlich aufgefaßt. Seine Absichten konnten nur *gegen* die Interessen der Gruppe, gegen das *Leben* ihrer Mitglieder gerichtet sein.⁸ In Erzählungen tritt er, wenn eine junge Frau sein beabsichtigtes Opfer ist, in der Gestalt eines gutaussiehenden, scheinbar wohlhabenden Unbekannten, wie bei den Agni in der Republik Elfenbeinküste etwa⁹, sonst

eher, wie in europäischen Märchen, als hagerer, finsterblickender unheimlicher Gast auf.¹⁰

Fürchten mußten ihn allerdings nur jene, die ein schweres Vergehen begangen und mit einem »Schlimmen Tod« zu rechnen hatten. Denn wer traditionsgemäß lebte und sich und die Seinen frei von Schuld wußte, durfte sich in der Gewißheit wiegen, eines Tages eines »natürlichen«, das heißt *gewaltlosen* Todes zu sterben und überdies nach etwa drei bis fünf Generationen *wiedergeboren* zu werden.

Wessen Tage gezählt waren, der welkte wie das Herbstlaub dahin. Seine Kräfte verließen ihn. Von Schwäche zunehmend ausgezehrt, dämmerte er mehr und mehr vor sich hin, delirierte oder verlor das Bewußtsein: Seine Freiseele vermochte sich müheloser, wie im Schlaf, aus der leiblichen Halterung zu lösen; sie schickte sich zum »Heimgang« an. Der Sterbende verfiel in einen typischen *Übergangszustand*, das heißt wurde empfänglich und offen für »außersinnliche Wahrnehmungen« (ASW): Er hatte »Gesichte« – oder »Nahtodeserfahrungen«, wie sie neuerlich zunehmend auch in modernen Gesellschaften wieder von Menschen berichtet werden, die, schwer erkrankt oder verletzt, gewissermaßen »auf der Schwelle zum Tod« standen. Fast übereinstimmend erinnern sie sich, wie ihre Seele den Körper verließ, sich bis zur Zimmerdecke erhob und von dort das Geschehen unten am Krankenbett beobachtete. Oder es war ihnen, als seien sie durch eine Art Tunnel »ausgestiegen«, um sich »drüben« auf blumenreichen Auen, umflutet von einem überhellen, gleichzeitig beglückenden Licht und einer wundersamen »Sphärenmusik«, seltener auch in wahren Schreckenslandschaften wiederzufinden, bevölkert von »Dämonen und anderen finsternen Figuren«, die sie bedrohten oder auch angriffen¹¹, bis ihnen schließlich »eine Stimme« gebot, wieder umzukehren, da ihre Zeit noch nicht gekommen sei.¹²

Übereinstimmende Erlebnisse werden auch von beherzten Märchenhelden berichtet, die bei wachem Bewußtsein durch Höhlen, Brunnen und Teiche in die Unterwelt ab-, beziehungsweise an Lianen, Bohnenranken und Bäumen in die Oberwelt aufsteigen, oder anderen, die dorthin entrückt werden, nachdem sie sich irgendwo draußen *im Wald* niedergelegt haben, um auszuruhen, und dabei in einen *Dämmerzustand* versunken oder auch unversehens *eingeschlafen* sind. Manche sehen sich auch von bösen Stiefmüttern oder Zauberern, die ihre guten Absichten vereiteln wollen, vor schier unlösbare Aufgaben gestellt. Schon meinen sie, verzweifeln zu müssen, da erscheint ihnen plötzlich eine freundliche alte Frau, beruhigt und fordert sie auf, sich *schlafenzulegen*. Und wenn sie am darauffolgenden Morgen erwachen, stellen sie zu ihrer Verwunderung fest, daß tatsächlich alles auftragsgemäß erledigt ist!¹³

Oft geht bei Grenzüberritten von der einen in die andere Welt die Erinnerung an die jeweils verlassene verloren. Kinder vergessen ihre Eltern, Boten ihren Auftrag, Prinzen ihre vornehme Herkunft, ja selbst

ihr Erlösungsversprechen, das sie einer verwunschenen Königstochter »drüben« gaben. Geisterfrauen, die einen Menschen heiraten, behalten nur mehr eine dunkle Erinnerung an ihr vormaliges Dasein.¹⁴ Es ist in der Tat wie im Traum, in dem sich, wie Heraklit sagt, »der Geist in uns von der Verbindung mit dem Umgebenden trennt« und infolgedessen »die Gedächtniskraft, die er vorher besaß, verliert«.¹⁵ Einer altgriechischen mythischen Überlieferung zufolge ist der »Schlaf« (*Hypnos*) der Zwilling Bruder des »Todes« (*Thanatos*), und beide sind Kinder der »Nacht« (*Nyx*).¹⁶

Naturwissenschaftler und Ärzte wissen nicht so recht, was sie von den Nahtodeserfahrungen halten sollen, da sich derartige Gesichte ihrem Verständnis entziehen. Es muß, wie sie meinen, eine »andere« (die »richtige«!) Erklärung geben. Was läge näher, als die Ursache in der organischen Basis des Bewußtseins zu suchen. Neurophysiologen vertreten die These, daß die Todesangst im Gehirn eine »Katastrophenreaktion« auslöse, die zu gewissen »Überfunktionen«, namentlich aber zur Freisetzung übermäßiger Mengen körpereigener Opiate (Endorphine) führe – was nicht zuletzt »den friedlichen Gesichtsausdruck vieler Toter erklären« könnte.¹⁷

Möglich immerhin, daß dies für *einige* Fälle gilt. In traditionellen Gesellschaften jedoch verlief der »natürliche« Tod auf eine Weise, die weder geeignet war, Todesangst noch Katastrophenstimmung aufkommen zu lassen. Der Sterbende war von seinen Angehörigen umgeben, die ihn immer wieder berührten, stützten, ja umarmten. Keinen Augenblick wurde er allein gelassen. Und er *wußte* überdies, daß seine Stunde gekommen war und er Würde bewahren mußte, wie es die Tradition gebot und die Seinen das von ihm erwarteten.¹⁸ Zudem blieb ihm noch Wichtiges zu tun. Er mahnte die Anwesenden etwa, langjährige Zwistigkeiten, die Unfrieden unter ihnen gestiftet hatten und die Solidarität der Gruppe bedrohten, endgültig zu begraben, entschied in strittigen Erbschaftsfragen und segnete seine Kinder und Kindeskinde.¹⁹ Was er in dieser letzten Stunde, da er sich schon auf der Schwelle zum Ahnendasein befand, sprach, verfügte und prophezeite, besaß einen hohen Wahrheitsgehalt und erforderte entsprechende Berücksichtigung.²⁰

Zum Schluß aber, wenn die Seele nur mehr wie an einem dünnen Faden mit dem Körper verbunden war, wurde der Sterbende *hellsichtig*; er sah über die Grenze hinaus. Man merkte ihm das auch an. Seine Augen waren weit in die Ferne gerichtet. »Er ist schon ein Mensch von Nzambi« (Gott), pflegten die Yansi im westlichen Kongogebiet zu sagen.²¹ Vor allem aber gewährte er einer universal verbreiteten Vorstellung nach seine verstorbenen Verwandten, die gekommen waren, ihn abzuholen und sicher »heimzuleiten«. Meist bleiben sie in einer bestimmten Distanz zu ihm stehen und warten, bis er zum Aufbruch bereit ist²², in einigen Fällen treten sie aber auch näher, wie bei den Apinayé in Ostbrasilien, versammeln sich um sein Lager und speisen mit ihm, um ihn willkom-

men zu heißen und in ihrer Mitte aufzunehmen.²³ Und wieder berichten auch viele Europäer und Amerikaner mit Nahtodererfahrungen, daß ihnen nach dem »Ausstieg« verstorbene Angehörige und Freunde erschienen seien, um sie »drüben« in Empfang zu nehmen.²⁴

Der Sterbende »entschlief«; doch nicht für immer. Die »Zwillingsbrüder« wechselten die Rolle. Der Tiefschlaf des Toten markierte seinen Übertritt in die »andere Welt«. Dort wurde er gemäß dem Inversionsverhältnis zwischen Diesseits und Jenseits *wiedergeboren* – der gängigen Vorstellung nach auf rituelle Weise: Die Ahnen reinigten ihn, um die Restschlacken seines irdischen Daseins von ihm abzutun, frisierten, bemalten und kleideten ihn neu ein und feierten abschließend seine Heimkehr und »Auferstehung« in einem großen gemeinsamen Fest.²⁵ »Nach unserem Tod«, sagt Paracelsus, »wird die Seele geboren.«²⁶ Fortan führte der Dahingegangene im Kreise seiner Verwandten »drüben« ein Leben analog dem auf Erden – nur eben seiten- und zeitenverkehrt. Und war dann dort seine Stunde gekommen, entschlief und »starb« er abermals und kehrte zu seinen Verwandten »oben« zurück.²⁷

Das ist der Grund, warum Säuglinge anfangs, wie Sterbende zuletzt, soviel schlafen: Sie befinden sich noch im *Dämmerzustand* des Übergangs von der einen zur anderen Welt. Man glaubte, daß ihre Seele sich zurücksehne nach ihren Hinterbliebenen »drüben«, zumal ihre Angehörigen dort um sie trauerten und sie zur Umkehr zu bewegen versuchten. Sie wechselte gewissermaßen noch unentschlossen hin und her. Weilte sie gerade bei ihren Lieben im Totenreich, lächelte das Kind im Schlaf; weinte es, rechnete man das seinem Schmerz zu, Abschied nehmen zu müssen.²⁸ Niemals sollte einem Kind daher Anlaß gegeben werden zu erschrecken, weil das seine Seele hätte zurücktreiben können. Vielmehr galt es, ihr behutsam und liebevoll zu begegnen, um sie für das Dasein auf Erden ausgesprochenermaßen zu »gewinnen«. Ließe man es an der notwendigen Zuwendung fehlen, waren die Menomini in Nordamerika überzeugt, gewänne sehr rasch die Sehnsucht nach der kaum erst verlassenen jenseitigen Welt die Oberhand und an die Stelle des Schlafes träte wieder der Tod.²⁹ Um ein übriges zu tun, zog man häufig auch sanft, aber nachdrücklich an Händen, Füßen, Fingern und Zehen, Knie- und Armgelenken, beugte sie hin und her, das heißt bemühte sich, den Körper aus seiner quasi embryonalen »Schlafhaltung« zu lösen.³⁰

Zu Anfang standen die Seelen der Kinder also noch unmittelbar in Kontakt mit den Ahnen. Und das machte sie, gleich Sterbenden wieder, *hellsichtig*. So konnten sie etwa auch Geister noch sehen.³¹ Da sie ihre Gesichte indes sprachlich noch nicht zu vermitteln vermochten, suchte man den Zugang dazu über die Ausdeutung ihres Verhaltens, dem insofern *Zeichenbedeutung* zukam. Fegte ein Kleinkind zum Beispiel spontan den Hof, nahm man bei den Suaheli in Ostafrika an, daß der Besuch eines Fremden bevorstehe.³²

War die erste, kritische Phase im Leben des Kindes komplikationslos

überstanden, das heißt, hatte sich seine Freiseele offenbar mit der Einkörperung abgefunden, suchte man den Verbund durch verschiedene Rituale weiter zu festigen. Besondere Bedeutung kam dabei der *Namengebung* zu, und zwar aus zweierlei Gründen. Zum einen war dies ein entscheidender Schritt auf dem langen Weg der *Sozialisierung* des Kindes: Wer einen Namen besaß, wurde unmittelbar kommunikationsfähig; er konnte persönlich angesprochen, gerufen, getadelt, lobend gegenüber anderen erwähnt und bei Bittgebeten genannt werden. Zum anderen diente die Zeremonie sehr häufig dazu, den Ahnen, der sich in dem Kind verkörpert hatte, zu identifizieren. Das geschah in der Regel so, daß man die Namen der in Betracht kommenden, das heißt der vor etwa drei bis fünf Generationen verstorbenen näheren Verwandten der Reihe nach rezitierte. Reagierte das Kind dann bei einem von ihnen in besonderer Weise, indem es etwa abrupt aufhörte zu weinen, die Brust seiner Mutter suchte oder lächelte, war man überzeugt, den richtigen getroffen zu haben.³³ Hatte man die Zeichen falsch gedeutet und der Name »paßte nicht«, zeigte sich das Kind in der Folge auffallend unruhig und mißgestimmt, schrie fortgesetzt oder begann zu kränkeln. Dann mußte man die Prozedur wiederholen – bis das Kind sich beruhigte und genas.³⁴ Danach gingen sowohl die Erinnerung an das Totenreich als auch die Hellsichtigkeit verloren³⁵ – außer bei Kindern, die unter ganz bestimmten Bedingungen geboren waren, wovon später noch die Rede sein wird.

Starb ein Säugling noch vor der Namengebung, also etwa während der ersten zwölf bis sechzehn Monate, fand man sich rasch damit ab, da ja nie so ganz sicher war, ob sich die Seele zum Bleiben entschließen würde; man mußte eigentlich stets damit rechnen. Da es sich bei den kleinen Toten teils noch um Ahnen, teils erst um unvollkommene Menschen handelte – weshalb man die Kinder in dieser Zeit auch, wie bei den Thonga in Südafrika zum Beispiel, als »unfertiges Wesen« (*khuna*) oder »Ding« (*shilo*)³⁶, als »Affe« (*maš*), wie bei den Chamula in Mexiko (Chiapas)³⁷, oder schlichtweg als »Kind« bezeichnete – bestattete man sie auch nicht auf die übliche rituelle Weise, sondern vergrub sie im Hof beziehungsweise unweit vom Haus oder hing die Särge, wie in Ostsibirien zum Beispiel, in nahestehende Bäume. Der Gedanke war, daß man die offensichtlich noch schwankende Seele dadurch zum Bleiben bewegen und ihr den nächsten Versuch erleichtern könnte.³⁸

In alter Zeit hatte man auch die erwachsenen Toten nahebei, das heißt unter dem Haus oder im Hof, auf jeden Fall aber im Dorfareal bestattet³⁹, um sie unmittelbar bei sich zu behalten, die Beziehung zu ihnen besser wahren zu können und die Voraussetzung dafür zu schaffen, daß sie später ungehindert und auf kürzestem Wege wieder zurück ins Leben fanden. Doch bedeutete der Tod eines Erwachsenen etwas ganz anderes als das Dahinscheiden eines noch kaum ins Dasein getretenen Kindes. Der Verstorbene würde für längere Zeit seinen bestimmten Platz unter den Ahnen einnehmen, trug Verantwortung für die Seinen »oben«

und durchlief während seines jenseitigen »Winters« eine Metamorphose wie im Leben – von der »Geburt« bei der Ankunft bis zum »Tod«, das heißt seiner Reinkarnation. Dazu mußte er aber auch sicher im Totendorf ankommen. Und dies zu gewährleisten, war Aufgabe der Beisetzungsriten.

Zunächst jedoch löste das Ableben eines Gruppenmitglieds eine *Umbruchsituation* aus: die notwendige Voraussetzung für den Übertritt von dieser in die »andere« Welt. Dem trugen die Trauernden Rechnung durch verschiedene Formen *korrespondierenden* Verhaltens, teils um dem Toten stützend zur Seite zu stehen, teils mit dem Ziel, den kritischen, instabilen, potentiell chaotischen Zustand durch *rituelle Objektivierung* besser unter Kontrolle halten zu können. Man ließ die Arbeit zum Beispiel ruhen, das heißt *kehrte* die Alltagsverhältnisse *um*, stellte die körperliche Hygiene ein, ging nackt oder in schmutzigen Lumpen und mißachtete ungestraft selbst strenge Tabus. Bei den Zulu in Südafrika verrichtete man mit der linken Hand, was man sonst mit der rechten tat; im Haus übernahmen die Frauen die Männerseite (rechts), die Männer die Frauenhälfte (links).⁴⁰ Während der Bestattungsfeierlichkeit selbst wurde reichlich gegessen und gezech, es fanden Maskentänze und Scheinkämpfe statt (beides szenische Veranschaulichungen der zugegenen Geistmächte), die Geschlechter tauschten die Kleider, oft kam es zu orgiastischen Ausschweifungen, die auch nicht Halt vor der Inzestschranke machten.⁴¹ Starb gar ein bedeutender Mann oder König, steigerte sich das Ganze zum tage-, manchmal monatewährenden Tohuwabohu der sogenannten »*rituellen Anarchie*«.

Zur Beisetzung trug man den Leichnam nicht durch die Tür, sondern, mit den Füßen voran, den Hintereingang hinaus, schob ihn durch ein Fenster oder auch ein eigens dazu in die Wand geschlagenes Loch, das anschließend wieder geschlossen wurde.⁴² Manchmal beschädigte man Teile des Hauses, wie zum Beispiel das Dach.⁴³ Die Beigaben, die man dem Toten mitgab oder auf seiner letzten Ruhestätte deponierte, wurden oftmals zerschlagen, der Schlitten, auf dem man ihn – wie bei den Tungenen in Sibirien zum Beispiel – transportiert hatte, mit den Kufen nach oben aufs Grab gelegt. Anschließend begab man sich rückwärts schreitend zurück oder wählte einen »verkehrten« Weg. Das geschah alles weniger, wie man oft liest, um den Toten zu täuschen und in die Irre zu führen, sollte er den Wunsch haben, wieder zurückzukehren; denn das hätte nicht nur eine Ungebührlichkeit wider den Verstorbenen bedeutet, sondern auch im Widerspruch zum Zweck der Bestattungsriten gestanden, ihm den Weg ins Totenreich zu weisen. Vielmehr sollte das Ganze der Seele signalisieren, daß sie sich nunmehr in einer Welt zurechtfinden mußte, in der alles »*verkehrtherum*« war.⁴⁴ Um des Dahingegangenen willen, vor allem aber auch, damit er sich später würde wiederverkörpern können und imstande war, seinen Beitrag zum Erhalt der Gruppe zu leisten, mußte alles darangesetzt werden, daß er auch sicher in der Ah-

nenwelt ankam. Versäumte man auch nur eine Kleinigkeit, riskierte man schon, daß er womöglich sein Ziel verfehlte.⁴⁵ Darum erschienen auch die Toten, um ihn zu geleiten, oder war ihm der Schamane als »Psychopompos« (»Seelenführer«) behilflich dabei.

Während der anschließenden Trauerzeit sollten die Hinterbliebenen ihrem Schmerz niemals allzusehr Ausdruck verleihen – wiederum, weil sonst zu befürchten stand, daß der Verstorbene *gehalten* wurde und nicht zügig auf dem Weg, den er nun mal gehen mußte, vorankam. Erzählungen berichten mahnend, daß manche Tote in derartigen Fällen zurückkehrten und die Trauernden, die ihren Kummer nicht zu bezwingen vermochten, mit sich ins Grab zogen.⁴⁶ Aus dem gleichen Grund vermied man meist auch, die Namen Verstorbener auszusprechen.⁴⁷ Vor allem Kindern, deren Seelen sich ja freiwillig zur Umkehr entschlossen hatten, glaubte man auf diese Weise ausgesprochene Qualen zu verursachen. Das klingt etwa auch in europäischen Märchen noch nach, in denen Kinder im Grab keine Ruhe finden können, weil ihre Mutter ohne Unterlaß um sie weint. Im Grimmschen Märchen *Das Totenhemdchen* (Nr. 109) erscheint schließlich der verstorbene Liebling seiner Mutter und bittet sie inständig: »Ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Tränen, die alle darauffallen.«⁴⁸

Eigentlich bestand auch zu übertriebenem Kummer kein Anlaß. Denn die Dahingegangenen existierten ja fort, auf der anderen, den Lebenden nicht sichtbaren Seite des Daseins in der *metakosmischen* Welt. Man hielt ständig Kontakt miteinander, auch und gerade, um das weitere Fortleben *aller* zu sichern. Das geschah ganz selbstverständlich, in einer ungezwungenen Weise, für die den heutigen Menschen durch die moderne Entwicklung das Verständnis verstellt und verlorengegangen ist. Bei den täglichen Mahlzeiten und vor allem bei Festlichkeiten gedachte man der Verstorbenen, opferte ihnen Speise und Trank, dankte ihnen für empfangene Segnungen und hielt die Erinnerung an sie in Erzählungen und Lobliedern aufrecht. Diese ihrerseits behielten die Nachlebenden »oben« immer im Auge, nahmen besorgt und liebevoll Anteil an ihrem Geschick, unablässig bemüht, sie gesund und glücklich zu sehen. Wenn Kummer und Sorge drückten, wandte man sich daher vertrauensvoll an seine Ahnen, überzeugt, daß man auf ihre Hilfe zählen konnte – sofern man sich jedenfalls untadelig benahm. Nicht selten erschienen sie den Ihren auch *im Traum*, rieten ihnen, erteilten ihnen den einen oder anderen wichtigen Hinweis und warnten sie, falls Gefahren drohten. Auf der anderen Seite aber zürnten sie auch, wenn die Lebenden ihre Pflichten verletzten, die Traditionen mißachteten und geheiligte Vorschriften brachen. Je nach der Schwere des Falls erhoben sie dann strafend die Hand wider die Frevler und suchten sie mit Krankheiten, Mißernten, Unglück und anderem Ungemach heim. Jeder verstand das, es war notwendig; denn andernfalls hätte die Überlebensfähigkeit der Gesellschaft, jetzt wie in der Zukunft,

auf dem Spiel gestanden. Einmal im Jahr, gewöhnlich nach Einbringen der Ernte, lud man die Abgeschiedenen zu einem gemeinsamen großen Fest, dem »Allerseelen«, ein, speiste und trank mit ihnen, unterhielt sie mit Tanz und Musik, pries sie in Reden und Liedern und verabschiedete sie zuletzt, reich mit Opfertgaben bedacht.

Doch war dies im Grunde nur dem Ideal nach die Regel. Denn da nur wenige Menschen wirklich in hohem Alter friedlich entschliefen, bildete der »natürliche« Tod genaugenommen die Ausnahme. Viele starben bereits in frühen Jahren, später an den Folgen einer Krankheit, einer Hungersnot, eines Unfalls oder durch Kriegseinwirkung. Sicherlich ging es auch dabei, wie man überzeugt war, niemals mit rechten Dingen zu.⁴⁹ Doch handelte es sich noch nicht um »Schlimme Tode«. Die Verfehlungen, die der Grund dafür waren, das heißt die Ahnen zu der entsprechenden Heimsuchung veranlaßt hatten, ließen sich meist durch Sühnmaßnahmen wiedergutmachen – anders wäre das Totendorf bald entvölkert und die Gesellschaft am Ende gewesen.

Einen Schlimmen Tod *sui generis* erkannte man daran, daß er *plötzlich*, auf scheinbar *ungewöhnliche* und oft auch *gewaltsame* Weise eintrat: Die Betroffenen fielen einem Mord, Blitzschlag oder Raubtier zum Opfer, ertranken, stürzten von einem Baum, einer Klippe usw.⁵⁰; neuerlich zählen auch Autounfälle dazu.⁵¹ Die Ursachen bildeten besonders schwere Vergehen, wie Inzest, Kindesschändung, Bruder- und Elternmord, Todeszauber, Hexerei und Verletzungen religiöser Gebote, die sich mit nichts mehr sühnen ließen. Die Täter waren gesamtconstitutionell so »verbogen«, daß sie von den Jenseitigen nur mehr »hin-gerichtet« werden konnten.

Das Urteil der Ahnen (bzw. Götter) band auch die Menschen. Derart Gezeichneten wurde keine Regelbestattung zuteil; man entäußerte sich ihrer, indem man sie weitab im Busch entweder ablegte und den Tieren zum Fraß überließ oder nur notdürftig verscharrte. Und das hatte eben, wie schon gesagt, die wahrhaft vernichtende Folge, daß ihre Seelen nicht den Weg ins Totenreich fanden, sich niemals mehr reinkarnieren konnten, das heißt für alle Ewigkeit exkommuniziert blieben und fortan als »Untote« im *Grenzbereich* zwischen Diesseits und Jenseits ein Antidasein im Schattenheer der Unheilsgeister und »Verlorenen Seelen« führten, immer darauf aus, den Lebenden aufzulauern und sich für ihr Los an ihnen zu rächen – vor allem aber: ihnen den Weg zum Totenreich zu verlegen.

Ihre Bindung an die Ihren blieb unmittelbarer, wenn auch unwillkommen. Starben sie, ohne daß ihre Angehörigen davon erfuhren, erschienen sie ihnen entweder im Augenblick des Todes oder während der ersten Stunden und Tage danach, um sich ihnen irgendwie mitzuteilen. Der isländische Psychologe Erlendur Haraldsson ging derartigen Erlebnisberichten in seiner Heimat nach. In etwa der Hälfte der Fälle erschienen die Toten Verwandten oder Bekannten. Überwiegend geschah das,

während sich ausruhten oder in Dämmer- beziehungsweise *Übergangszuständen* kurz vor dem Einschlafen oder Erwachen befanden. Und auffallend häufig waren die Personen, die den Kontakt zu den Ihren suchten, eines *gewaltsamen* Todes – durch Unfall, Mord oder Selbstmord – gestorben. In knapp einem Viertel der Fälle wurden die Aussagen des Berichterstatters durch einen zweiten Anwesenden bestätigt.⁵²

Unter christlichem Einfluß erhielten die Verlorenen Seelen die Chance, ihre Schuld durch Bußübungen abzutragen, teils auch wiedergutmachen. In den Alpenregionen erinnerten sich ältere Leute noch bis in die ersten Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts daran, Prozessionen sündiger Untoter selbst gesehen zu haben. Sie zogen stets auf den gleichen Wegen *um Mitternacht* vor bestimmten kirchlichen Festen jammernd und klagend dahin, geißelten sich, sprachen Gebete und murmelten immer wieder »in Ewigkeit amen«.⁵³ Im Märchen *Der gestohlene Heller* der Brüder Grimm (Nr. 154) wird erzählt, wie ein Mann, der bei einer befreundeten Familie zu Besuch weilt, genau zur *Mittagszeit*, da es gerade zwölf Uhr schlägt und man gemeinsam bei Tisch sitzt, die Tür aufgehen und ein »schneeweiß gekleidetes, ganz blasses Kindlein hereinkommen« sieht. »Es blickte sich nicht um und sprach auch nichts, sondern ging geradezu in die Kammer nebenan. Bald darauf kam es zurück und ging ebenso still wieder zur Türe hinaus.« Doch niemand außer dem Gast hatte die Erscheinung wahrgenommen. Als sich dasselbe an den folgenden Tagen wiederholte, ging der Besucher dem Kind schließlich nach und sah es in der Kammer nebenan auf dem Boden sitzen »und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen«. Dann gewahrte es jedoch den Fremden und verschwand auf der Stelle. Als der erzählte, was er gesehen hatte, wurde der Mutter klar, daß es sich um ihr eigenes Kind handeln müsse, das vor vier Wochen gestorben sei. Daraufhin brach man die Dielen auf und fand zwei Heller darunter, die das Kind von der Mutter erhalten hatte, um sie einem Armen zu geben, was es jedoch unterlassen hatte, um das Geld für sich zu behalten. Deshalb konnte es im Grab keine Ruhe finden und mußte alle Mittage nach den Hellern suchen. Die Eltern gaben nunmehr das Geld einem Bedürftigen – worauf das Kind nie wieder gesehen wurde.

Das Märchen ist das Evangelium der Armen. In ihm können selbst jene Verdammten, die eines Schlimmen Todes gestorben sind, noch auf Errettung hoffen. Durch bösen Zauber oder zur Strafe in einen Gegenstand gebannt, oft auch zu einer qualvollen Tätigkeit verurteilt, büßen sie irgendwo *im Grenzbereich* zwischen Diesseits und Jenseits, etwa in einem wilden Schloß in tiefem Wald, ihre Schuld, bis eines Tages der Held des Märchens zu ihnen findet, die Mächte, die sie in ihrer Gewalt haben, bezwingt und sie nicht nur *erlöst*, sondern auch *ins Leben zurückführt* – lange vor Anbruch des Jüngsten Gerichts.

Tod und Leben waren nicht scharf geschieden. Sie bildeten zwei Möglichkeiten oder Aspekte des Daseins, die immerzu um die Grenz-

scheide zwischen den Welten wie Wellen, die sie gleichsam brach, oszillierten, um unter bestimmten Umständen mal hier, mal da festere, »korpuskulare« Gestalt anzunehmen. Das verbindende Element dabei stellte die *Seele* dar.